

Schwarm, Shitstorm und Communities

Kollektive Willensbildung im Netz

Vortrag, gehalten am 07.05.2015 vor der Philosophischen Gesellschaft Bremerhaven

Von Jörg Friedrich

Kontakt: jf@indal.de, Tel: 01 72 / 53 26 019

www.kritikdernetztenvernunft.de

Der Fall Justine Sacco

Am 20.12.2013 flog eine junge Amerikanerin namens Justine Sacco von New York über London nach Südafrika, um dort mit ihren Eltern und Geschwistern Weihnachten zu feiern. In London hatte sie ein bisschen Langeweile, sie nahm wohl ihr Smartphone zur Hand und öffnete die Twitter-App. Justine Sacco hatte rund 200 Abonnenten, sie selbst las die Tweets von rund 175 anderen Twitterern. Sie twitterte selbst nicht so viel, gerade 406 Tweets hatte sie in den vergangenen zwei Jahren geschrieben. Dann schrieb sie ihren 407. Tweet, schaltete das Smartphone aus, stieg ins Flugzeug und schlief vermutlich ein.

Ihr letzter Tweet war gerade einmal 64 Zeichen lang. Vier Satzfragmente in Englisch: „Auf dem Weg nach Afrika. Hoffe, ich bekomme kein AIDS. Nur Spaß. Ich bin weiß!“

Wie so viele kleine Twitter-Nachrichten wäre auch diese mit großer Wahrscheinlichkeit nahezu unbemerkt auf dem Müllberg des Internet gelandet, wenn nicht ein Twitterer mit rund 15.000 Abonnenten zufällig darauf aufmerksam geworden wäre. Wir dürfen annehmen, dass er Justine Sacco nicht kannte, weder ihren Lebenslauf, noch ihren Freundeskreis, weder ihren Humor, noch ihre politischen Einstellungen, ihre Meinung zu gesellschaftlichen Fragen. Aber für ihn war eindeutig: Dies ist ein extrem rassistischer Tweet, und als solchen gekennzeichnet, hat er ihn weiterverbreitet. Das war der Ausgangspunkt einer Lawine. Justine Saccos paar Worte wurden tausende Male weitergegeben und kommentiert, und so ziemlich alle, die sich äußerten, schimpften über den Rassismus, der sich darin zeigte. Saccos Arbeitgeber meldete sich zu Wort, teilte mit, dass die junge Frau derzeit auf einem Interkontinentalflug und deshalb nicht erreichbar sei, dass die Sache aber Konsequenzen haben würde.

Der Protest gegen die unbekannte Frau aus New York sammelte sich bei Twitter unter einem so genannten Hashtag, der die Frage stellte, ob Justine bereits gelandet sei. Tatsächlich stand ein wildfremder Twitter-Benutzer bereit, als sie in Südafrika nichts ahnend aus dem Flugzeug stieg. Er machte ein Foto von ihr, fing einen Halbsatz von ihr und versendete beides wiederum in die Twitter-Welt.

Das Leben von Justine Sacco hatte eine unerwartete Wendung genommen, ohne dass sie den Lauf der Dinge noch irgendwie beeinflussen konnte. Sie verlor ihren Job, und sie hat auch, soweit man weiß, nie wieder eine Nachricht bei Twitter gepostet. Sie hat ihren Facebook-Account gelöscht, und sie ist, den letzten Meldungen zufolge, noch heute verzweifelt über ihr zerstörtes Leben.

Das, was Justine Sacco da passiert ist, wird als Shitstorm bezeichnet, es trifft oft große Unternehmen und manchmal Prominente, aber es kann ebenso unbekannte Menschen wie Justine Sacco treffen. Es scheint zu den unberechenbaren Gefahren zu gehören, die das Internet erzeugt oder bereithält. Es

scheint sich um neue, bisher unbekannte Phänomene zu handeln, die erst durch das Internet und durch die so genannten Sozialen Medien entstanden sind.

Nichts Neues, nur das Bekannte wird sichtbar

Aber wir können das Neue nicht verstehen, wenn wir es nur als etwas Neues ansehen. Gerade das Befremdliche, das, was uns Angst macht oder Sorgen bereitet, müssen wir im Bekannten, im Vertrauten suchen, damit wir die Möglichkeit eines freien Umgangs mit ihm gewinnen. Nichts entsteht aus dem Nichts. Zumeist ist das, was uns plötzlich grell entgegenscheint, schon lange da gewesen. Es war uns auch bekannt, es hat nur ein Schattendasein gefristet, es schien uns bisher unwesentlich.

Ich möchte im Folgenden die These vertreten, dass uns im Internet nur wenig Neues begegnet. Vielmehr erleben wir in den sozialen Medien vor allem Mechanismen und menschliche Verhaltensweisen, die schon lange vor dem Internet entstanden sind. Wir beobachten sie auf gewisse Weise auch schon seit langem mit Sorge. Aber wir haben immer wieder ignoriert. In der Welt des Internet, verbunden allerdings mit den Mechanismen der so genannten klassischen Medien, sind sie unübersehbar geworden.

Es sind dies die Mechanismen der kollektiven Willensbildung, der Formierung eines Willens der Masse, der Macht des *Wir*. Das *Wir* formiert sich als Subjekt, das etwas weiß, das sich seiner Sache sicher ist, das Normen setzt und seinen Willen durchsetzt. Diesem allgegenwärtigen *Wir* gilt es, auf die Schliche zu kommen. Wir können es im Internet besonders gut studieren, aber das heißt nicht, dass es uns erst dort oder erst seit dem Entstehen der digitalen Welt begegnet.

Die Digitale Welt

Aber halten wir einen Moment inne. Was heißt denn „digitale Welt“? Wir haben uns angewöhnt, damit alles zu bezeichnen, was irgendwie auf Computertechnik basiert. Aber nehmen wir das Wort „digital“ beim Wort. Es bedeutet: Zählbar. Sein Gegenwort ist „analog“. Das Analoge besteht in einem Kontinuum von Übergängen, Abstufungen, Variationen, Das Digitale besteht aus abzählbaren und abgegrenzten Werten. Im einfachsten, radikalen Falle sind das zwei, und aus der Zweiwertigkeit ist die digitale Welt im Kern aufgebaut: „Ja“ oder „Nein“, „Wahr“ oder „Falsch“, „Gut“ oder „Böse“, „Gültig“ oder „Ungültig“, „Akzeptabel“ oder „Unakzeptabel“. Vor allem: Es gibt kein Dazwischen, keine Abstufung, keine Grautöne, kein Abwägen. Nur Polarisierung.

So gesehen beherrscht das digitale Denken schon seit langem all unser Tun, unser Urteilen und Wollen. Es entstand mit der Idee, dass es zu jeder Frage genau eine Wahrheit geben müsste, die sich nach einem objektiven Verfahren ermitteln lässt und die von jedem akzeptiert werden müsste. Das digitale Denken teilt die Welt in klare Kategorien ein, genauer, alles, was uns auf der Welt begegnet, wird in möglichst wenige Töpfe einsortiert. Gewässer sind Seen oder Meere, Tiere gehören zu dieser oder zu jener Art, Staaten sind Demokratien oder Diktaturen, Politiker sind ehrlich oder Lügner, Journalisten sind mutig und wahrheitsliebend, Unternehmer sind selbstsüchtig und verschlagen. Manchmal merken wir, dass solche Kategorien nicht ausreichen, wie Männer und Frauen, dann schaffen wir neue und teilen die Menschen in die modernen ein, die das akzeptieren, und in die ewig gestrigen, die am Geschlechterunterschied festhalten wollen.

Das Internet ist nicht die Ursache des digitalen Denkens. Im Gegenteil, es ist das Ergebnis, die Frucht und das Werkzeug einer digitalen Vernunft, die sich schon seit ein paar Jahrhunderten in der modernen westlichen Welt mit dem Siegeszug der mathematischen Naturwissenschaft ausbreitet. Dieses Denken will alles „auf den Punkt“ oder „auf den Begriff“ bringen, weil es sich so „in den Griff“ bekommen lässt.

Dieses digitale Denken schafft sich die Werkzeuge und Verfahren, die es braucht, um sich optimal selbst zu reproduzieren. Es ergreift Möglichkeiten, die die technischen Entwicklungen bieten, es wählt aus der Vielzahl der Angebote der Ingenieure diejenigen aus, die seine Ausbreitung unterstützen. Andere, die ihm nicht gelegen kommen, ignoriert es. So entsteht aus dem digitalen Denken die digitale Welt.

Was hat das alles mit Justine Sacco zu tun, die kurz vor Weihnachten bei Twitter ihre vier kryptischen Sätze in die Welt gesetzt hat?

Umso länger man über diese Sätze nachdenkt, desto unverständlicher werden sie. Hat die junge Frau wirklich Angst gehabt, AIDS zu bekommen? Wohl kaum, sie schrieb ja selbst, es sei nur Spaß. Aber manchmal fügen wir „ist nur Spaß“ an eine Sorge an, um Unsicherheit zu verbergen. So wie ein verlegendes Lachen. Und was bedeutet ihre Bemerkung, sie sei ja weiß? Glaubt sie, dass Weiße kein AIDS bekommen können. Das würde von Dummheit zeugen. Oder meint sie, dass sie als Weiße nicht in die Gefahr kommen wird, sich anzustecken? Wir wissen es nicht. Wir wissen auch nicht, ob sie vielleicht schon ein Glas Wein oder zwei getrunken hatte, als sie die Sätze schrieb. Ob sie müde war.

Wie auch immer wir die Sache drehen und wenden, man müsste viel mehr über die junge Frau wissen um den Sinn ihrer Worte zu verstehen und ein Urteil über sie zu treffen.

Dem Schwarm aber war es möglich, den kurzen Text als „rassistisch“ zu beurteilen. Und nicht nur das. Der Schwarm war sogleich in der Lage, ein Urteil über die junge Frau zu sprechen und zu vollstrecken. Denn machen wir uns nichts vor: Dass der Arbeitgeber seine Mitarbeiterin innerhalb von Stunden und quasi ohne Gespräch gefeuert hat, war weniger seine eigene Entscheidung als vielmehr die Antizipation der Entscheidung des „Schwarms“.

Die Struktur des Schwarms

Schauen wir uns die Struktur dieses Schwarms genauer an. Es handelt sich um eine spezifische Form eines Zusammenschlusses, den man auch als Community bezeichnet. In einer solchen Community kann ein jeder Mitglied werden, schlicht und einfach, indem er sich beteiligt. Beteiligen bedeutet: man nimmt am Gespräch teil. Eine Community ist nichts anderes als ein Pausengespräch auf dem Schulhof, oder ein Kantinegespräch im Unternehmen. Manche reden ständig, andere hören nur zu, diese nicken beifällig, jene geben Antworten, und machen selbst Bemerkungen.

Häufig haben Communities ein Thema, einen hauptsächlichen Gegenstand der Kommunikation, etwa Fußball oder das Sammeln von Briefmarken. Aber das ist zum Verständnis des Funktionierens einer Community nicht nötig. Sache der Community ist es, ein Wir zu erzeugen, und dieses Wir kann sich verschiedener Themen bedienen. Wichtig ist, dass sie problemlos zustimmungsfähig sind, denn das Wir lebt von der Zustimmung. Themen, die Streit hervorrufen, sind immer auch problematisch, sie können eine Community auch gefährden, indem sie sie spalten.

Das beste Material für die Bildung und Stabilisierung von Communities sind deshalb einfache moralische oder ästhetische Urteile, die sich auf alle Bereiche des Lebens erstrecken können, auf das Fernsehprogramm ebenso wie auf die Politik, auf aktuelle Sportnachrichten genauso wie auf Bauvorhaben der Gemeinde.

Eine Community entsteht nicht durch Streit oder Diskussion, nicht durch Debatte und Konflikt, sondern durch Zustimmung. Deshalb benötigt die Community nicht etwa Werkzeuge zum Austausch und zum Abwägen von Argumenten, sondern einfache Verfahren, klar und deutlich eine Zustimmung zum Ausdruck zu bringen. Im Alltag sind dies das Kopfnicken und das Lachen. Manchmal treffen sich Community-Mitglieder zu Veranstaltungen wie Fußballspielen, Konzerten oder Vorträgen, dann brauchen wir den Applaus.

Eine Community braucht also vor allem eine Kultur der Zustimmung. Durch Zustimmung entsteht das Wir. Und auch eine Ablehnung wird paradoxerweise in der Community zur Zustimmung: In der gemeinsamen Ablehnung eines äußeren Gegners versichert sich die Community der Übereinstimmung, der Gemeinsamkeit, der gemeinsamen Werte.

Eine Community macht nach außen hin zunächst einen offenen, einladenden Eindruck. Denken Sie sich eine Gruppe von Kollegen, oder von Schülern auf dem Pausenhof. Von Außen, das ist wichtig, sehen alle gleich aus. Für einen, der wirklich außen steht, sind sie kaum voneinander zu unterscheiden. Bei flüchtiger Beobachtung scheinen sie sich auch alle gleich zu verhalten: Sie sprechen kurze Sätze in die Runde, die offenbar an alle gerichtet sind. Auch Antworten sind Nachrichten an alle. Sie nicken zustimmend, sie lachen im Chor.

Man kann sich zu einer Community auf einfache Weise dazugesellen, zuhören, mitreden. Wenn Sie dazu gehören wollen, sollten Sie nicht zu viel reden, nicht zu laut lachen, nicht zu heftig nicken. Vor allem sollten Sie nicht streiten. Wenn alle beifällig nicken, sollten Sie nicht widersprechen.

Solche Communities prägen unseren Alltag, und zwar schon seit langem. Es gab sie im Wiener Caféhaus in den 1920ern. Aber die Community ist nicht die naturgegebene Form des Zusammenlebens der Menschen. In der Familie, in der Sippe, im Stamm oder in der Dorfgemeinschaft gibt es keine Communities. Was diesen Gemeinschaften fehlt, ist zum einen die Ungebundenheit, die formale Freiwilligkeit des Beitritts und des Austritts, zum anderen auch die formelle Gleichheit der Mitglieder.

Aus dem gleichen Grunde sind Communities auch von Organisationen wie Unternehmen, Kirchen und Parteien abzugrenzen. Allerdings haben fast alle modernen Organisationsformen heute einen Hang zur Community. Parteien und Vereine werden zu Mitmach-Organisationen, in denen sich jeder so einbringt, wie er es mag, und auch in Familienverbänden kommt und geht jeder nach Belieben.

An dieser Stelle – und ich werde darauf zurückkommen – möchte ich dem Eindruck entgegentreten, dass ich die Community in irgendeiner Weise für eine defizitäre Form des Zusammenlebens von Menschen halten würde. Keineswegs möchte ich das Bild einer heilen früheren Welt beschwören, in der die Beziehungen zwischen den Menschen womöglich noch intakt gewesen wären. Jede typische Weise des Zusammenlebens von Menschen hat, aus einer gewissen Perspektive betrachtet, ihre fragwürdigen Aspekte. Mir geht es darum, die Funktionsweise einer bestimmten Form, die ich hier als Community bezeichne, zu verstehen. Es ist nicht das Ziel, sie zu bewerten, schon gar nicht gegenüber anderen Gemeinschaftsformen.

Die typische Form des Gesprächs in einer Community ist der Small Talk. Auch wenn der Small Talk ein Thema hat, ist dieses eigentlich sekundär, denn das entscheidende in der Community ist nicht das Thema, sondern die Gemeinschaft. Der Small Talk ist der Kitt, der die Community zusammenhält, er tritt an die Stelle der Familienbande, an die Stelle des religiösen Glaubens, der Wertegemeinschaft.

Eine Community benötigt also in erster Linie die Möglichkeit zum Small Talk, der alle Mitglieder einbezieht. Dazu braucht sie einfache Nachrichten, die weitererzählt werden können. Und sie braucht ein Verfahren, Zustimmung symbolisch und öffentlich zu signalisieren.

Nach diesen Bedürfnissen hat sich die moderne Gesellschaft die so genannten „sozialen Medien“ des Internet geschaffen. Es wäre weit gefehlt, würde man vermuten, dass die Betreiber dieser Plattformen bestimmen, wie wir in ihren Netzwerken kommunizieren. Es ist genau umgekehrt: Es geht darum, die Wünsche der Benutzer so gut wie möglich zu antizipieren und eine Plattform bereitzustellen, auf der das auf einfache Weise möglich ist: Small Talk und Beifall.

Kollektive Aktion und der Wille des Schwarms

Twitter ist der paradigmatische Fall einer solchen Plattform, Facebook und viele andere funktionieren nach dem gleichen Prinzip. Sie treten der Community bei, indem sie die Äußerungen anderer Personen abonnieren. Meist ergibt es sich ganz automatisch, dass sie in eine bestehende Community hineingeraten. Es ist, als wenn sie in einen Saal kommen, in dem sich, vielleicht aus Anlass einer großen Geburtstagsfeier, viele Menschen versammelt haben, die in kleinen Gruppen beieinander stehen und reden. Einige kennen Sie vielleicht bereits, mit anderen kommen Sie zufällig am Buffet ins Gespräch. Sie können sich hier und dort dazustellen, Sie können versuchen, den Gesprächen verschiedener Gruppen gleichzeitig zu folgen. Irgendwann werden Sie sich entscheiden, sie werden den Gesprächen lauschen, hin und wieder zustimmend nicken, lachen, wenn die anderen lachen, vielleicht auch bald einen Satz, eine Anekdote, einen Gedanken beisteuern.

So funktioniert Twitter. Das zustimmende Nicken ist das „Favorisieren“, und das „Retweeten“, welches gleichzeitig zum Weitererzählen des Gesprächs beiträgt. Und so, wie Sie am Ende des Abends sagen: „Wir haben uns gut unterhalten“ oder „Wir haben viel gelacht“ so gewinnen Sie auch bei Twitter nach einiger Zeit das Gefühl, dass da ein Wir entstanden ist, zu dem sie gehören.

Was unterscheidet nun die Community vom Schwarm (oder, bissig formuliert, von der „Herde“?).

Der Small Talk der Community bleibt folgenlos. Das Wir ist flüchtig und inaktiv. Der Schwarm bewegt sich in eine Richtung, wie auch die Herde. Der Schwarm handelt. Der Schwarm, so können wir vielleicht sagen, will etwas und tut etwas, vielleicht sogar etwas, was keiner von denen, die dazu gehören, gewollt hat. Diesem Willen des Schwarms möchte ich als nächstes auf die Spur kommen.

Wir kennen verschiedene Formen von kollektiven Handlungen. Das Agieren einer Fußballmannschaft etwa gehört dazu. Die gemeinsame Aktion ist hier bestimmt durch eingeübte Techniken, die geplant, verstanden und trainiert sind. Ähnlich ist es bei der Aufführung eines Musikstücks durch ein Orchester.

Wir können bei solchen gemeinsamen Handlungen zu Recht von einer Handlung des Kollektivs sprechen, denn nur in der abgestimmten, gleichzeitigen Aktion der Teilnehmer, die sich buchstäblich als Teil eines Ganzen betrachten, entsteht etwas, das auch eine Wirkung erzielt, sei es eine ästhetische oder eine praktisch folgenreiche, wie etwa ein gewonnenes Fußballspiel. Die gemeinsame Handlung muss aber nicht Mittel zu einem äußeren Zweck sein. Sie kann Selbstzweck für das Kollektiv sein, das nicht mehr als das Erleben des Wir durch das Handeln dieses Wir zum Ziel hat. Auch dann sind wir berechtigt, dem Tun und Wirken dieses Kollektivs eine Eigenständigkeit zuzusprechen, die nicht auf die Wünsche und Ziele der Einzelnen reduziert werden können. Vielmehr deformiert das Wollen des Kollektivs den Willen des Einzelnen.

Ein einzelner Fußballspieler etwa mag berühmt und reich werden wollen. Es mag sein, dass er dem Publikum als Individuum auffallen möchte, dass man seine persönliche Geschicklichkeit bewundert. Im Spiel muss er diese Wünsche aber zurückstellen, denn das Wichtigste, letztlich sogar die Voraussetzung für die Erfüllung seiner eigenen Wünsche, ist, dass die Mannschaft gewinnt. Er muss bereit sein, den Ball an einen anderen Spieler abzugeben, damit dieser das Tor schießt, statt unbedingt mit den eigenen Fähigkeiten des Toreschießens aufzutrumphen. Der Wille des Wir dominiert den Willen des Einzelnen.

Ähnlich ist es auch etwa bei politischen Parteien und bei Unternehmen. Allerdings ist hier das Prinzip der Organisation der gemeinsamen Aktion ein anderes, es ist, zumindest im operativen Bereich, durch Hierarchie, Führung und Koordination geprägt. Bei hierarchischen Organisationen kann man

die Frage stellen, ob es nicht der Wille des Einzelnen, der Wille der Führungspersonen ist, welcher sich durchsetzt.

Aber zurück zur Community, die zum Schwarm wird, indem sie beginnt, aktiv zu werden. Hier finden wir weder eingeübte, trainierte, geplante Techniken, noch die Koordination durch Führung. Trotzdem können wir auch beim Schwarm von kollektivem Handeln, von gemeinsamer Aktion sprechen. Um das zu verstehen, schauen wir uns noch einmal ein wenig außerhalb des Internet um. Betrachten wir eine Zuschauermenge, etwa die Fankurve beim Fußballspiel. Sie wissen, dass es auch dort zu eindrucksvollen und wirkmächtigen gemeinsamen Handlungen kommen kann: Jubelgesänge, Pfeifkonzerte und Laolawellen. Diese Handlungen haben zum einen eine ästhetische und unterhaltende Komponente, sie beeinflussen aber auch die Spieler auf dem Rasen. Hier ist der Schwarm am Werk: Er will, dass die Mannschaft gewinnt, und er will das Gefühl der Gemeinschaft erleben. Und für diese Ziele inszeniert er sich selbst als Schwarm.

Was ist Voraussetzung, damit ohne Training und ohne Führung eine kollektive Aktion des Schwarms entsteht? Es ist ein Wechselspiel von Erfahrung und unproblematischem Ausprobieren. Denken Sie an das Fußballstadion oder einen Konzertbesuch. Durch Zusehen und Mitmachen lernen Sie, wann man klatscht, wann man „Oh“ ruft, wann man pfeift. Wer aus Versehen mal zu früh klatscht, fällt meistens gar nicht auf, wer ein Lied anstimmt, in das keiner einfällt, ist eben wieder still. Aber wenn die Stimmung richtig ist, dann wird schnell aus der einzelnen Stimme ein Chor.

Was die Community braucht, um zum Schwarm zu werden, ist ein einfaches und überschaubares Set von symbolischen und öffentlichen Beifallsbekundungen. Missfallensbekundungen kann es auch geben - die sind allerdings nur in bestimmten Fällen bedeutungsvoll. Ob Beifall oder Ablehnung - immer geht es um darum, die Zustimmung zur Schwarm-Meinung öffentlich signalisieren zu können.

In den sozialen Online-Medien gibt es genau diese Funktionen auch: Der Daumen nach oben, das Favorisieren, das weiterverteilen. Sie haben genau den Solidariserungs-Effekt, den die Community braucht, um sich des Wir-Gefühls der Gemeinschaft zu versichern.

Das Beispiel der Justine Sacco zeigt: Dieses gemeinsame Handeln zeigt auch Wirkung, es richtet etwas aus in der Welt. Die Wirkung geht dabei über die Aus-Wirkung auf die einzelne Person hinaus. Denn wir können annehmen, dass das Exempel, welches der Schwarm an Justine Sacco statuiert hat, das öffentliche Verhalten vieler Menschen nachhaltig geprägt hat. Sie haben gelernt, dumme Scherze und zweideutigen Aussagen zu vermeiden. Sie haben erfahren, dass es Themen und Begriffe gibt, die für scherzhafte Aussagen ungeeignet sind.

Trotzdem ist die Wirkung des virtuellen Schwarms von seinen Verwandten in der leiblichen Welt wohl zu unterscheiden. Wir werden gleich noch einmal darauf zurückkommen.

Ist der Schwarm intelligent?

Nun aber zu der Frage, die seit einigen Jahren immer mal wieder und zunehmend mit spöttischem Unterton gestellt wird: Ist der Schwarm intelligent? Mit dem Begriff „Schwarm“ als Kennzeichnung von aktiven, handelnden Communities im Internet tauchte ja das Wort „Schwarmintelligenz“ auf, es wurden Bücher geschrieben und Visionen zur kognitiven und intellektuellen Leistungsfähigkeit der virtuellen Schwärme entwickelt. Inzwischen ist es etwas leiser um die Intelligenz des Schwarms geworden. Aber es ist noch nicht ausgemacht, ob es nicht vielleicht doch so etwas wie die Vernunft des Schwarms, die Klugheit der Vielen gibt.

Ich betrachte hier nicht solche Systeme wie Wikipedia oder die so genannte Citizen Science. Mir geht es ja um Schwarm-Effekte in alltäglichen Communities und ihre virtuellen Fortentwicklungen in den sozialen Medien des Internet. Diese Schwärme, hatten wir gesehen, produzieren moralische

Beurteilungen. Sie verbreiten aber auch Nachrichten, produzieren auf diese Weise Weltbilder, wir können auch sagen: Orientierungswissen.

Ich möchte die These von der Intelligenz des Schwarms hier zunächst einmal stark machen. Zu wohlfeil sind die abwertenden Urteile, die gern an die Stelle der Schwarmintelligenz den Herdentrieb setzen. Man muss sich fragen, ob hinter dem Spott über die Dummheit des Schwarms nicht das Misstrauen gegenüber jeder Form demokratischer, gleichberechtigter Entscheidungsfindung zum Vorschein kommt.

Wir können hier in der Kürze der Zeit natürlich nicht diskutieren, was überhaupt intelligentes Handeln wäre, worin sich die Intelligenz eines Subjekts überhaupt sicher zeigen könnte. Für den Moment möge die These reichen, dass intelligente Wesen stabile Gewissheiten erzeugen können, auf deren Basis sie so handeln können, dass sie selbst und auch ihre Umgebung, die sie zum Existieren brauchen, überleben. Kurzfristiger Handlungserfolg und eine gewisse Nachhaltigkeit können wir als Kriterien von Intelligenz einmal probeweise ansetzen.

Der Schwarm produziert Gewissheiten, er erzeugt stabile Weltbilder sowie Verhaltensnormen für seine Mitglieder. Er erzeugt ein Wir: jede Handlung des Schwarms, die dazu beiträgt, dieses Wir zu erhalten und gleichzeitig die Bedingungen seiner Existenz nicht zu zerstören, können wir als intelligent bezeichnen. Diese Intelligenz zeichnet den Menschen aus, wenn er etwa durch kluge Landwirtschaft sein tägliches Überleben sichert und gleichzeitig dafür sorgt, dass der Acker, der ihn nährt, durch seine Nutzung nicht langfristig an Ertragskraft verliert.

Betrachten wir die Fußballfans im Stadion. Auch das Abbrennen von Feuerwerkskörpern oder das Zerstören des Stadioninventars kann ein starkes Wir-Gefühl erzeugen. Es ist jedoch nicht besonders intelligent, weil die Staatsmacht möglicherweise durch Polizeieinsatz und Stadionverbote die gemeinsamen Aktionen des Schwarms nachhaltig unterbindet.

Ein Schwarm könnte also dann als intelligent angesehen werden, wenn er über Mechanismen verfügt, die extreme Handlungen wirksam unterbinden. Es ist allerdings fragwürdig, ob das bei einer so schwachen Verhaltensbindung, wie es die Community ermöglicht, grundsätzlich möglich ist.

Es scheint zumindest so zu sein, dass die Gefahr, sich selbst zu zerstören, umso größer wird, desto mehr die passive Community zum aktiven Schwarm wird. Solange das Thema des Small Talks für die Mitglieder der Community nicht existenziell ist und sie nicht zum aktiven Handeln auffordert, können Communities extrem stabil sein, auch wenn ihre Themen hochgradig bedeutsam zu sein scheinen, wie etwa der Klimawandel, die Gleichberechtigung, oder der Ukraine-Konflikt. An Stammtischen genauso wie in Twitter- und Facebook-Communities werden stabil Weltbilder reproduziert, die an die großen Fragen der Menschheit rühren, die die ganz große Politik betreffen. Aber sie bleiben folgenlos. Und somit erschüttern sie auch nicht die Existenzbedingungen der Community. Die Wahrheit der Gewissheiten, die die Community als ihr Wissen erzeugt, wird nie auf die praktische Probe gestellt, und kann somit auch nicht scheitern.

Die Frage, ob so eine Reproduktion von Gewissheiten, die keine Prüfung in der Realität zu befürchten braucht, noch als intelligent bezeichnet werden kann, möchte ich hier allerdings einmal unbeantwortet lassen.

Unterm Strich bleibt: der intelligente Schwarm ist möglich, allerdings ist er immer gefährdet. Setzt er sich als Schwarm wirklich in Bewegung, kann es ihm passieren, dass er die Bedingungen seiner Existenz zerstört. Lässt er seine Umwelt in Ruhe, kann ihm zwar ein langes Leben vergönnt sein, aber seine Intelligenz bleibt zumindest unsichtbar.

Die Rolle der Wissenschaft und der „klassischen Medien“

Ich hatte zu Beginn über das Digitale Denken gesprochen und dabei in einem Nebensatz behauptet, das digitale Denken habe seinen Siegeszug zusammen mit der mathematisch-logischen Naturwissenschaft angetreten. Das möchte ich nun noch erläutern.

Klar dürfte sein: digitales Denken ist das angemessene Denken für die Kommunikation in der Community und im Schwarm. Der Small Talk braucht einfache Wahrheiten, ein klares ja oder nein, ein „stimmt“ oder ein „Quatsch“. Differenzierungen und Schattierungen sind in Small Talk Gesprächen nicht gewünscht, sie sind auch nicht so einfach mit Beifall oder Kopfnicken zu bestätigen.

Aber ist nicht die Wissenschaft das ganze Gegenteil dieses digitalen Denkens? Ist sie es nicht, die uns die Kompliziertheit und die Vielfalt der Welt aufzeigt? Sind nicht wissenschaftliche Vorträge und Debatten das ganze Gegenteil von Small Talk, und ist nicht der wissenschaftliche Streit das Gegenteil einer Zustimmungspflichtigen-Kultur des Schwarms?

Auf diese Fragen wäre sehr viel zu antworten, und die Antworten würden uns zu weit vom Thema dieses Vortrages weg führen. Hier nur zwei Anmerkungen, die für das Verstehen der modernen Communities wichtig sind.

In der Tat zeichnet die moderne Naturwissenschaft einen Weg des Weltverständnisses vor, der im Alltag zu holzschnittartigen, digitalen Weltbildern führt. Naturwissenschaft betreibt Modellbildung, und das heißt, sie schafft sich einzelne einfache und klare Kategorien, in die sie die vielfältigen Phänomene einsortiert. Wir haben über Jahrzehnte gelernt, dass die Naturwissenschaften höchst erfolgreich darin sind, die Welt in solchen Modellen zu beschreiben und daraus praktische Schlüsse zu ziehen. Über die engen Voraussetzungen dieses Erfolgs machen wir uns allerdings weniger Gedanken. Im Alltag kopieren wir gern dieses Vorgehen, gerade, wenn es darum geht, die komplizierte Welt auf einen einfachen Nenner zu bringen.

Der zweite Punkt: die modernen Naturwissenschaften produzieren zwar hoch komplexe Modelle, diese werden aber häufig an die interessierten Laien als einfache Wahrheiten weitergegeben. Die Gründe dafür sind vielfältig, ihre Kritik würde einen eigenen Vortrag benötigen. Diese einfachen Wahrheiten sind das Material des Small Talks in den Communities. Wir können das Gespräch über die Meldungen aus den Wissenschaften, etwa über den Klimawandel oder über die Verbreitung rassistischer Ansichten unter jungen Amerikanerinnen, als Bausteine und Argumente in den Small Talk einbringen. Sie dienen als Elemente für die Stabilisierung der Gewissheiten des Schwarms.

Damit komme ich auf einen Punkt zu sprechen, der in der Diskussion um die neuen, so genannten sozialen Medien, immer wieder eine Rolle spielt, nämlich die Beziehung der Communities und des Schwarms zu den „klassischen Medien“. Mir ist bewusst, dass ich hier genau das mache, was ich eben als „digitales Denken“ bezeichnet habe, ich bilde zwei Kategorien und baue mir ein Modell, in dem ich die Beziehungen zwischen den Objekten dieser beiden Kategorien beschreibe. Dabei, so kann man zu Recht einwenden, gibt es gar keine klare und starre Trennung mehr zwischen den klassischen und den sozialen Medien. Alle großen Zeitungen und Rundfunksender sind inzwischen im Internet, bei Twitter und Facebook aktiv, und in den Kommentarspalten zu ihren Beiträgen tummeln sich die Schwärme und Communities. Ein einfacher Weg, dem Dilemma der Kategorisierung und scharfen Abgrenzung zu entgehen, ist die Betrachtung paradigmatischer Fälle. So könnten wir etwa sagen, dass die FAZ, die Süddeutsche, die ARD mit all ihren Aktivitäten sicherlich zu den klassischen Medien gehören, während die Menschen, mit denen etwa ich bei Twitter und Facebook in aktiver Kommunikation verbunden sind, eine Community bilden. Und um die Verknüpfung und Wechselwirkung zwischen diesen paradigmatischen Formen geht es mir.

Die Zeitungen und Rundfunksender sind und bleiben die wichtigen Nahrungslieferanten für den Small Talk der Community. Sie waren es im Wiener Caféhaus und sie sind es bei Facebook und Twitter. Sie beliefern die Communities mit den einfachen klaren Wahrheiten der Wissenschaften, die für die Konstruktion des Wir benötigt werden.

Und nun kommt, wohl zum ersten Mal im Verlaufe meines ganzen Vortrages, tatsächlich etwas ins Spiel, was mit den sozialen Medien des Internet wirklich neu ist. In den letzten Jahren sind die Communities des Internet zunehmend zur Quelle für die klassischen Medien geworden. Niemals war das Gespräch am Stammtisch oder der Small Talk auf Parties den Zeitungen eine Zeile wert. Niemand wäre auf die Idee gekommen, die Geschichte einer jungen Frau, die sich im Freundeskreis missverständlich über die Gefahr der Ansteckung mit Aids geäußert und damit ihre Karriere zerstört hat, in die Zeitung zu bringen. Heute wird ihr Fall zur Meldung, und man muss wohl sagen, dass die Möglichkeit, dass er zur Meldung wird, ihren Fall erst in der ganzen Dramatik hervorgebracht hat.

Die Zukunft des Digitalen Denkens

Am Ende eines Denkweges, wie ich ihn in diesem Vortrag gegangen bin, stellt sich immer die Frage, wie es weitergeht. Insbesondere, wenn vieles von dem, was gesagt wurde, als kritische Betrachtung verstanden werden kann, stellt sich zudem die Frage nach dem Ausweg? Was sollen wir tun, um die Situation, die sich als bedenklich erwiesen hat, zu ändern? Wie lassen sich die Dinge, die im Argen liegen, zum Besseren wenden?

Ich möchte zum Ende meines Vortrages dem Eindruck entgegenreten dass ich glaube, die Dinge stünden schlecht und müssten, ganz allgemein und ganz grundsätzlich verbessert werden. Sicher, die Welt ist weit von einer idealen Welt entfernt. Sie ist nicht die beste der möglichen Welten. Aber eine kritische Betrachtung des Weltzustandes sollte sich davor hüten, am Ende die Vision einer besseren Welt zu formulieren, oder gar einen Appell zur Verbesserung der Welt zu formulieren, oder noch schlimmer: Einen Weg zur Verbesserung der Welt, zur Realisierung einer Vision vorzuschlagen.

Solche Vorschläge führen mit großer Wahrscheinlichkeit zur Bevormundung der Menschen, zur Einschränkung ihrer Entscheidungsfreiheit. Die Gefahr einer Diktatur der Vernünftigen wächst.

Das Digitale Denken, so hatte ich gesagt, ist nichts Neues. Es existiert seit Generationen, und es wird uns noch lange erhalten bleiben. Es fordert Opfer, das hatten wir gesehen. Oft sind es Unschuldige. Aber zumeist fordert es keine Toten, es führt heute keine Kriege mehr, es ist weit weniger gefährlich als etwa das fundamentalistische, fanatische Denken oder das dogmatische Denken religiöser oder ideologischer Weltverbesserer. Das Digitale Denken schafft Gemeinschaft und Sicherheit, ja sogar Geborgenheit, ohne radikale Feindschaft und Vernichtung von Gegnern zu fordern.

Deshalb ist bei der kritischen Analyse des digitalen Denkens in Communities und Schwärmen Gelassenheit angesagt. Wir sollten über die Mechanismen ihres Funktionierens nachdenken, ihre Grenzen und ihre Schwächen kritisch hinterfragen. Dass sie durch ihre Sichtbarkeit im Internet zum Thema der öffentlichen Debatte werden, ist zu begrüßen. Da brodelt nichts im Verborgenen, da wird nichts unter der Decke gehalten. Wir haben die Möglichkeit, die Schwärme und Communities zu beobachten, ihre Shitstorms verstecken sich nicht in den Schulhofecken oder in Hinterzimmern. Wir können Ihnen unsere Aufmerksamkeit widmen – dazu wollte ich heute einen Beitrag leisten.